

Der Kleine aus Navarra

„Langsame Jahre“: Fernando Aramburus Roman über eine baskische Kindheit unter Franco

Langsam vergeht die Zeit während der Diktatur. Er habe den Eindruck, heutzutage umfasse eine Minute nur noch dreißig oder vierzig Sekunden, „eine Minute der Diktatur indes dauerte anderthalb oder zwei Minuten“. Er, das ist ein Schriftsteller namens Aramburu und einer der beiden Erzähler in Fernando Aramburus Roman, der entsprechend auch „Langsame Jahre“ heißt. Im Original vier Jahre vor dem internationalen Erfolg „Patria“ erschienen, aber erst jetzt auf Deutsch übersetzt, liest er sich – im besten Sinne – wie die Vorbereitung auf das Opus Magnum.

Ein zunächst namenloser Ich-Erzähler schildert seine Kindheit in San Sebastián Ende der sechziger Jahre, während der Diktatur Francos also. Im Alter von acht wird er von der Mutter, die ihn nicht mehr durchfüttern kann, zu seiner Tante in die baskische Küstenstadt geschickt. Der Empfang ist wenig herzlich: Sein Cousin Julen Barriola holt ihn vom Busbahnhof ab und lässt ihn spüren, was er von diesem „Scheißer“ aus Navarra hält, der kein Wort Euskera, Baskisch, spricht. Vollbepackt muss er hinter Julen her stolpern und vor einer Kneipe warten, in die der ältere Cousin stundenlang verschwindet. Der Witz ist, dass Julen selbst kein Euskera kann, wie sich herausstellt.

Weil die Cousins sich ein Zimmer teilen, nähern sie sich mit der Zeit doch an. Julen tauft den Ich-Erzähler „Txiki“, „Kleiner“ auf Baskisch, zeigt ihm die verbotene baskische Fahne Ikurriña, die er

ten der ETA wie der Guardia Civil die ersten Todesopfer dieses Konflikts, zwei Monate später begeht die ETA an Melitón Manzanos, einem als Folterer bekannten Polizisten aus San Sebastián, ihren ersten politisch motivierten Mord.

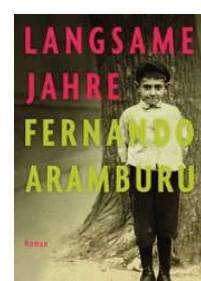
All dies wird zwar erwähnt, aber nur am Rande. Wenn es um die ETA geht, liegt das Augenmerk des Romans auf Julen. Der muss in den Untergrund und flieht mit seinem besten Freund Peio über die Grenze nach Frankreich. Eine Ernüchterung. Nach jahrelanger Indoktrinierung durch den Pfarrer hatte sich Julen das Leben als Revolutionär glamouröser und aufregender ausgemalt. Gerade durch sein Manko, kein Euskera zu sprechen, was für einen vollwertigen Etkarra unerlässlich ist (die ETA hatte früh begriffen, dass es unmöglich sein würde, eine aus Mitgliedern mit „reinem baskischen“ Blut bestehende Gruppe aufzubauen und somit fundierte Kenntnisse des Euskera als Grundvoraussetzung festgelegt), wollte er sich besonders hervortun. Stattdessen darben er und Peio in der französischen Peripherie, haben wenig Essen, selten eine Unterkunft und dafür schwere Streits, während sich die Barriolas zu Hause Sorgen um ihren Sohn machen. „Ich hatte mir das anders vorgestellt“, lässt der Schriftsteller Aramburu seine fiktionalisierte Version von Julen sagen.

Der Namensverwandtschaft zum Trotz sollte diese Figur des Schriftstellers nicht mit Fernando Aramburu, dem Verfasser des Romans, verwechselt werden. In 39 Notaten, die die Haupthandlung, die vom erwachsenen Txiki erzählte Geschichte, unterbrechen, tritt das Alter Ego von Aramburu auf. „Langsame Jahre“ spielt sich auf diesen zwei Ebenen ab: Zum einen gibt es die Erinnerungen, die durch die wiederholte Ansprache von Txiki an Aramburu einem mündlichen Testimonial gleichen. Und zum anderen die Notate: kurze Dialoge verschiedenster Figuren, Notizen, Gedankenprotokolle und Kommentare, die quasi ein Blick hinter die Kulissen sind und dadurch Authentizität fignieren. „Langsame Jahre“ ist ein Roman über eine Kindheit in der Diktatur samt aller gesellschaftlichen und religiösen Konventionen zu der Zeit in Spanien, eins über die Gründung der ETA und ein wenig trauriges Familienleben – aber eben auch ein Buch über das Schreiben selbst.

Anders als „Patria“, ein breit aufgestellter baskischer Gesellschaftsroman, der von Tatern und Opfern und großen Themen wie Schuld und Sühne erzählt, ist „Langsame Jahre“ – abermals gekonnt übersetzt von Willi Zurbrüggen – ein ruhiges Buch, das durch viele Andeutungen und Leerstellen lebt, an die nicht zuletzt die Notate immer wieder erinnern.

Das passt: Wer sich unauffällig verhielt, konnte unter Franco ein zwar entbehrungsreiches, aber ruhiges Leben führen in einer Zeit, in der sich wenig bewegte und die Jahre langsam vor sich hin krochen. Doch während sich viele auf ihre Familien konzentrierten, brodelte es anderswo unter der Oberfläche. Auf gerade einmal 200 Seiten gelingt es Fernando Aramburu, diese gesellschaftlichen Widersprüche realistisch wie eindringlich zu schildern.

ISABELLA CALDART



— Fernando Aramburu: **Langsame Jahre.** Roman. Aus dem Spanischen von Willi Zurbrüggen. Rowohlt Verlag, Hamburg 2019, 208 Seiten, 20 €.



Das Smartphone als literarische Spannungsmaschine. Die New Yorker Autorin Tara Isabella Burton, 29.

Foto: Rose Callahan/Verlag

Ich poste, also bin ich

Toxische Frauenfreundschaft: Tara Isabella Burton erzählt „So schöne Lügen“

VON OLIVER PFOHLMANN

Erzähltechnisch gesehen, sind Smartphones Spannungskiller. Denn Spannung dadurch zu erzeugen, dass zwischen Figuren im entscheidenden Moment wichtige Informationen nicht weitergegeben werden können, wird für Autoren in Zeiten allgegenwärtiger Erreichbarkeit immer schwieriger zu erklären. Okay, zur Not ist halt der Akku leer oder das Handy ins Klo gefallen.

Nur durchschauen Leser das schnell als billigen Trick – sozusagen als Äquivalent fürs durchgeschnittene Telefonkabel digitaler Zeiten. Über die Problematik „Erzählen im Handy-Zeitalter“ wurde schon in der „New York Times“ reflektiert; hierzulande hat Kathrin Passig in ihren Grazer Vorlesungen zur Kunst des Schreibens un- längst beobachtet, dass das iPhone immer mehr Autoren mit ihren Narrationen in technikarme Epochen flüchten lässt.

So gesehen kommt Tara Isabella Burtons „So schöne Lügen“ zur rechten Zeit. Im Romandebüt der 29-jährigen New Yorker Journalistin entpuppt sich das Handy als literarische Spannungsmaschine von beklemmender Dämonie. Burtons Thriller über eine toxische Frauenfreundschaft funktioniert gerade deshalb, weil Informationen wie Likes oder Statusupdates heute in Echtzeit geteilt werden können und sich so regelrechte Zombie-Existenzen erschaffen lassen. Weshalb der deutsche Titel zwar treffend ist (und auf Serienhits wie „Pretty little liars“ anspielt), aber nicht so gut wie der Originaltitel „Social Creature“.

Schließlich sind alle Figuren dieses Romans, der in der Jeunesse dorée von New York spielt, Kreaturen der sozialen Netzwerke. Und so süchtig nach Likes und Kommentaren, dass diesen Mittzwanzigern das digitale Leben längst wichtiger scheint als ihr reales. Vor allem aber führt eine von ihnen, die kapriziöse

Party-Queen Lavinia, die noch das grötigste Selfie via Instagram-Filter in einen Beweis für eine weitere „Nacht ihres Lebens“ verwandelt, nach ihrem irdischen Dahinscheiden in der zweiten Romanhälfte ganz buchstäblich ein gespenstisches Fortleben als reines Social-Media-Geschöpf.

Was deshalb möglich wird, weil Lavinias Mörderin nicht nur ihre Kreditkarte, ihr von den Eltern finanziertes Luxusapartment auf der Upper East Side und ihren Ex-Freund Rex übernommen hat, sondern eben auch Lavinias Handy. Burtons provozierend sympathische Hauptfigur heißt Louise Wilson. Zu Romanbeginn haust sie noch in einer „kakerlakenerseuchten Bude“ und jongliert mit drei Teilzeitjobs, um sich ihren Traum von einem Leben als Schriftstellerin in New York zu erfüllen. Doch dann wird sie durch einen Zufall zu Lavinias neuester, „besten“ Freundin. Und weil Louise Lavinias Hunger nach narzisstischer Spiegelung zu stillen versteht, wird sie zum Dank auf exklusive Partys und zur Saisonöffnung der Met mitgeschleppt und mit wichtigen Leuten der Literaturszene bekanntgemacht. Am Ende darf sie sogar bei Lavinia einziehen – der Höhepunkt einer tödlichen Spirale wechselseitiger Abhängigkeit.

Später, als Lavinias Leiche längst in einem Überseekoffer im East River treibt, simuliert Louise für alle Parteibekanntschafften und -verehrer der Toten ganz einfach mit fliegenden Fingern einen via Facebook verfolgten monatelangen Selbstfindungstrip quer durch die Staaten, gefakte Selfies und Kommentare im schrillen Lavinia-Stil auf den Seiten ihrer Freunde inklusiv. Alles frei nach Descartes: Ich poste, also bin ich. Zu diesem Zeitpunkt hat sich Burtons weibliche Version von Patricia Highsmiths „Talentiertem Mr. Ripley“ fürs Social-Media-Zeitalter in einen veritablen Pageturner verwandelt. Denn was „So schöne Lügen“

vorführt, ist nicht nur die WhatsApp-mäßige Verdichtung von Zeit in sozialen Netzwerken. Sondern auch, wie sehr das Handy zur allmächtigen Steuerzentrale unserer Existenz geworden ist und wie der, der darauf Zugriff hat, auch zugleich unser Leben in der Hand hat.

Dass die launenhaft-lächerliche Lavinia mit ihren Oscar-Wilde-Zitaten, Vintage-Kleidern und dem Traum von einem Bohème-Leben à la Lou Salomé sterben muss, ist übrigens kein Spoiler. Burtons penetrante Erzählerin kündigt diese Wendung schon auf den ersten Seiten an. Auch sonst schaltet sie sich gerne ein mit Wendungen wie „Die Sache ist die“, oder sie macht mit ihrem Gossip-Ton den Leser zum klatschstüchtigen Komplizen: „Ihr und ich, wir sind schon auf Partys gewesen. Wir wissen, was das ist.“

Solcherart Rollenzuweisung gehört ebenso zu den Charakteristiken dieses furiosen Debüts wie die rasanten Dialoge, die diversen literarischen Vornamen wie Cordelia oder Beowulf sowie authentische New-York-Lokalitäten. Burtons Roman übrigens erschien in den USA, als just gerade „Anna Delvey“ alias Anna Sorokin aufgefliegen war. Gemordet hat die inzwischen verurteilte russisch-deutsche Hochstaplerin zwar nicht, dafür aber über Monate hinweg New Yorks High Society nach Strich und Faden ausgenommen. Ihr noch immer abrufbares Instagram-Profil hätten wohl auch Lavinia und Louise gelikt.



— Tara Isabella Burton: **So schöne Lügen.** Roman. Aus dem Amerikanischen Englisch von Clara Drechsler und Harald Hellmann. Dumont Verlag, Köln 2019, 336 Seiten, 22 €.

Zeit SCHRIFTEN

Wildheit und Wildwuchs

GREGOR DOTZAUER über den Relaunch des traditionsreichen „Jazzpodiums“

Der deutsche Jazzjournalismus ist von trauriger Gestalt. In den großen Feuilletons versuchen einige Unermüdliche, die Begeisterung für eine Musik wachzuhalten, die zwischen den Routinen des Klassikbetriebs und den Codes des Pop eigenwilligere Haken schlägt als je zuvor. Doch weil an einen festen Jazzredakteur nirgends zu denken ist, werden ihre Kräfte von Großereignissen aller Art aufgezehrt. Und nachdem gerade eine ganze Generation abtritt, ließe sich ein Jahr im Jazz gut und gerne allein mit Nachrufen bestreiten.

Die lebendige Breite findet sich in der sogenannten Fachpresse, die tapfer die Fenster zu einem breiteren Publikum aufzustößen versucht, aber immer wieder in einer wortreichen Sprachlosigkeit steckenbleibt. Außer blumiger Selbstverständigungsprosa hat sie oft wenig zu bieten. Dazu kommen mit allen Redundanzen protokollierte Interviews – und generell Texte, die eine harte Redakteurshand vertragen könnten. Die Professionalisierung, die der Jazz an den Hochschulen erfährt, hat auf den Jazzjournalismus wenig abgefarbt. Dafür gibt es nicht zuletzt ökonomische Ursachen. Auf einem Musikmarkt, der am Gesamtumsatz nur einen Anteil von rund einem Prozent ausmacht, ist die Situation der Kritiker, die vielfach für Gottes Lohn schreiben, noch prekärer als die der Musiker.

Immerhin hat sich der Jazzjournalismus so weit in Richtung Hip-Hop, Soul oder auch Neue Musik geöffnet wie die Musik, mit der sich beschäftigt. Auch ein Mangel an bildsprachlicher Eleganz kann man ihm nicht mehr vorwerfen. 1987 wurde mit „Jazzthetik“ (www.jazzthetik.de) ein Magazin auf der Höhe der

Gregor Dotzauer schreibt an dieser Stelle regelmäßig über Zeitschriften und Websites. Nächste Woche: Caroline Fetscher über Sachbücher.



Foto: Nils-Henrich

Zeit gegründet, dem 1993 mit „Jazz thing“ (www.jazzthing.de) ein zweites folgte. Anders als in den USA, wo mit „All About Jazz“ (www.allaboutjazz.com) eine herausragende Website substanzvolle Kritiken bietet, die monatlich von rund einer Million Lesern konsultiert werden, hat sich in Deutschland kein nennenswertes Online-Format etabliert – sicher auch, weil das klassische Anzeigengeschäft eine zuverlässigere Basisfinanzierung garantiert als das Netz.

Die einzige Zeitschrift, die sich allen Neuerungen widersetzt, war die traditionsreichste: das im September 1952 von Dieter Zimmerle, einem Stuttgarter Radiojournalisten, begründete „Jazzpodium“. Bei allen Wandlungen, die es durchgemacht hat – einst feierte es den Jazz als Kunst, die „lebendige Spontanität, ungekünstelte Wildheit, natürliche Rasse“ vereint –, war es bis vor Kurzem ein Relikt aus unvordenklichen Zeiten. Zumindest vom Layout her hatte es die Annäherung eines dilettantisch umbrochenen Bistumsblatts. Nach Zimmerles Tod 1989 übernahm Gudrun Endress die Geschäftsführung. Mit nunmehr 78 Jahren ist sie heute nur noch Autorin.

Seit Anfang des Jahres lenken Adam Olschewski und seine Frau Anja Freckmann mit einer Kapitaleinlage von 26 000 Euro die Geschichte der von Stuttgart nach Bernried am Starnberger See umgezogenen Zeitschrift. 1966 im polnischen Tuchola geboren, kam Olschewski mit 14 Jahren nach Deutschland. Er schlug sich einmal quer durch den journalistischen Gemüsegarten, veröffentlichte bei Rogner & Bernhard einen Roman, und plant weitere, wie sein Blog wordshaker.de (Motto: „Unberechenbarkeit ein Gros“) verrät.

Was er mit dem zehnten im Jahr erscheinenden Heft (jazzpodium.de) in kurzer Zeit geschafft hat, ist erstaunlich. Format (und Qualität) der Fotografien haben sich auf einen Schlag vervielfacht – was für eine Musik, die zwischen Blue Note und ECM stets auch von einer unverwechselbaren Covergestaltung lebte, selbstverständlich sein sollte. Der Vibraphonist Karl Berger, der 1971 in Woodstock, New York, das legendäre Creative Music Studio (creativemusic.org) gründete, schreibt mit „Music Mind“ eine Kolumne über die Kunst des Hörens und der Improvisation. Einen Schwerpunkt bilden Riesensinterviews: in der aktuellen Ausgabe eines mit dem Wiener Trompeter und Flügelhornisten Franz Koglmann. Dieses „Jazzpodium“ hat sogar Chancen, aus dem Auflagenknick von zuletzt gemeldeten 12 000 Exemplaren gegen die angeblich doppelt so starke Konkurrenz des „Jazz thing“ herauszukommen.

Früher sah es aus wie das Bistumsblatt – jetzt zeigt es schöne Fotografien

Genervt in Paris

Neu übersetzt: Queneaus „Zazie in der Metro“

Zwölf Jahre alt ist Zazie, die Heldin in Raymond Queneaus „Zazie in der Metro“. Sie wuchs in der französischen Provinz auf, ist auf Abenteuer aus und rotzfrech, eine echte Göre. Das liest sich dann so: „Wie jetzt, Scheiße ... gips gleich was zu trinken oder was?“

„Leckmich“ ist eine ihrer Standardantworten, egal auf welche Frage. Ihren Onkel, einen Pariser Travestiekünstler, treibt sie mit ihrer Querulanz und saloppen Ausdrucksweise halb in den Wahnsinn. In dessen Obhut landet sie für kurze Zeit, da ihre Mutter sich ungestört mit ihrem Liebhaber vernügen will.

In Paris angekommen, ist des Landeis größter Traum, einmal mit der Métro zu fahren. Dummerweise ist die gerade durch einen Streik lahmgelegt, so dass die Nerven blank liegen. Obwohl Zazie nicht nur den Eiffelturm zu sehen bekommt, sondern auch die Homosexuellenszene und einige Pariser Urgestalten, die für sie aber nur „Arschlöcher“ sind.

Queneaus Roman wurde nach seinem Erscheinen 1959 ein Bestseller und bald auch verfilmt von Louis Malle, dem großen Meister der Nouvelle Vague. „Zazie in der Metro“ spielt mit surrealen Momenten und Absurditäten, der Roman ist

ein typisches Kind seiner Zeit. Dabei ist die lustige, bissige, unterhaltsame Handlung das eine, bestechend vor allem aber auch die Sprache: der Wortwitz, die phonetische Notierung von Mühdlichkeit, die Neologismen. Kurzum: Queneaus stilistische Vielfältigkeit. Die hatte er so virtuos bereits 1947 in den experimentellen „Stilübungen“ vorgeführt, sie erzählen eine kurze Anekdote in 99 Varianten.

Frank Heibert, der auch an der Neuübersetzung der „Stilübungen“ beteiligt war, übertrifft sich in seiner grandiosen, ja rauschhaften Neuübertragung der „Zazie“ noch einmal selbst. Diese wurde um einige Szenen aus früheren Manuskriptfassungen erweitert – und die Heldin landet jetzt, 60 Jahre später, tatsächlich in der Métro.

TOBIAS SCHWARTZ



— Raymond Queneau: **Zazie in der Metro.** Roman. Aus dem Französischen von Frank Heibert. Suhrkamp Verlag, Berlin 2019, 240 Seiten, 22 €.

ANZEIGE

6' 6"

Gefangene haben keinen Zugang zum Internet!

Bitte spenden Sie den »Tagesspiegel« für Gefangene zum Preis von 164,10 € halbjährlich, 321,50 € jährlich oder überweisen Sie einen Betrag Ihrer Wahl an: Freiabonnements für Gefangene e.V. Bank für Sozialwirtschaft, 6' 0" IBAN: DE02 1002 0500 0003 0854 00 Kennwort: »TSP« www.freibabos.de

Freiabonnements für Gefangene e.V.

5' 6"

offline

5' 0"

Foto: epigroup - stock.adobe.com